

Das Quartierwohnzimmer für alle

Stadt Bern Im Restaurant 44 darf man Selbstgespräche führen, Trompete spielen oder einfach nur essen. Der Verein Wohnenbern hat im Breitenrainquartier einen Ort geschaffen, an dem alle Teil der Gesellschaft sein dürfen.

Claudia Salzmann

Der Laden läuft. Alle Tische im Restaurant 44 sind besetzt. Heute gibt es gefüllte Kartoffeln oder Rindsbäggli. Es riecht nach Buttergemüse. In der Nachbarschaft wird die Beiz als Quartierwohnzimmer geschätzt, Pub-Quiz, syrisch-irakische Abende und Abendsonne inklusive. Sogar eine Hauskatze gibt es, die auf Essensreste spekuliert und ab und dem Personal mit der Tatze eins ans Bein haut.

Nebst Essen und Trinken kann man sich hier Hilfe rund ums Thema Wohnen holen. Das Lokal wird vom Verein Wohnenbern geführt und die angestellten Sozialarbeiter sind von 9 bis 19 Uhr im Lokal präsent. Heute hat Andrea Odermatt Dienst. Sie sitzt hinter einem Laptop und einem Stapel Arbeit, aber eigentlich ist sie für Ratsuchende ansprechbar. Gerade sei allen Mietern eines Wohnblocks im Breitenrain gekündigt worden, erzählt Odermatt. Ältere Leute kommen vorbei, die Hilfe bei der Wohnungssuche brauchen. «Wer seit 30 Jahren keine neue Wohnung brauchte, kommt heute mit den Onlineinseraten nicht zu recht», sagt die 46-Jährige.

Durcheinander bei der Post

Die Kernaufgabe des Vereins sind Wohnbegleitung und -betreuung. Im Zentrum steht dabei immer der Mensch, sagt Odermatt. Hilfe beim Wohnen? Das klingt erklärungsbedürftig: «Sucht, psychische Krankheiten oder beides erschweren es manchen Menschen, selbstständig zu wohnen», sagt Odermatt. Viele haben einfach ein Durcheinander in ihren Unterlagen oder haben keinen Computer. Am Fenster sitzt jetzt der Siedlungsabwart, er bestellt ein Sinalco Zero. Er kam mit einem vierrädrigen Elektrotöffli. «Er kennt hier alle. Von ihm erfahren wir auch mal von einem Nachbarn, der unsere Hilfe braucht», sagt Odermatt. Die Wohnbegleiter vernetzten sich auf allen Ebenen, mit Verwaltungen, mit Abwarten oder Quartierarbeitern.



«Das Angebot ist wichtig, damit jeder auch ohne Geld an der Gesellschaft teilhaben kann.»

Karin Hofmann
Geschäftsführerin Wohnenbern

An den Tisch hat sich Karin Hofmann, Geschäftsführerin von Wohnenbern, und der Bereichsleiter Robert Mäder gesellt. 100 Wohnungen und 70 Zimmer, die quer über die Stadt verteilt sind, gehören zum Verein. 14 Wohnbegleiter wie Odermatt gibt es, dazu zwei Bereichsleiter und ein 7-köpfiges Team, welches für die Nachtschicht zuständig ist. Von den Sozialdiensten der Stadt Bern erhält der Verein rund eine Million Franken, dafür gibt es 41 betreute und 52 begleitete Wohnplätze sowie 20 sogenannte Begleitungen in der eigenen Wohnung. Grundsätzlich betreuen sie mehr Männer. Der Grund sei einfach: «Männer haben mehr Mut zur Sucht», sagt Robert Mäder.

Solidarität aus der Küche

55 Franken pro Tag kostet für Stadtberner beispielsweise der Aufenthalt mit Halbpension in



Nach dem Mittag wird es ruhiger im Restaurant 44. Manchen gibt schon alleine der Aufenthalt hier eine Tagesstruktur. Fotos: Christian Pfander

einer Wohngemeinschaft. Man zahlt selber oder die Kosten sind über den Leistungsvertrag der Stadt gedeckt. Wer aus der Agglomeration kommt, zahlt mehr. IV-Bezüger und Ausserkantonalen wird der Vollkostentarif von 125 Franken berechnet. Mit Halbpension ist die Hauptmahlzeit gemeint, die im Zentrum 44 konsumiert werden kann. «Das Angebot ist wichtig, damit jeder auch ohne Geld an der Gesellschaft teilhaben kann», sagt Hofmann. Aber nicht nur ihre Kunden kehren hier ein, für einen Fünfliber bekommt man ein Solidaritätsmenü. «Das nutzen nicht nur Menschen der Gasse rege, sondern auch Leute mit wenig Geld», weiss Hofmann. Dafür sucht sie Spender: «Das Solimenü ist immer ein Minusgeschäft, deshalb suchen wir dafür Leute, die uns finanziell unterstützen.»

Hat die Wohnbegleiterin Andrea Odermatt nicht Präsenzdienst, ist sie unterwegs zu ihren Kunden: In den Wohnungen trifft sie oft auf prekäre Zustände. Manche wüssten nicht, wie Putzmittel benutzen, andere würden Müll horten. Manchmal hilft Odermatt die Küche putzen. Selten geht sie wieder, weil es ihr nicht geheuer ist. Oft räumen die Leute wegen ihr aber gar die Wohnung auf. «Ich sehe immer diese Menschen, deshalb kann ich diese Arbeit machen», sagt sie.

Die Arbeit verlangt ihr viel Fingerspitzengefühl ab. Man gebe den Leute so viel Unterstützung, wie sie brauchen. Mit 38 wechselte Odermatt aus dem Marketing in diese Branche und startete die Ausbildung zur Sozialpädagogin. Ihre Lebenserfahrung helfe ihr heute, sagt sie. Distanz sei ihr wichtig, per Du sei sie mit ihren Kunden nicht, das habe

mit Respekt zu tun. Brenzlich werde es selten, aber Sicherheit gehe vor: Die Türe ist immer im eigenen Rücken, sie fragt, bevor sie sich setzt, weil es im Sofa auch Spritzen haben könnte. Manchmal sei sie die erste fremde Person, die eine Wohnung betritt.

Selbstgespräche kaschieren

Es ist ruhiger geworden im Lokal. Die Mittagsgäste aus den umliegenden Büros sind an ihre Arbeit zurückgekehrt. Eine Frau blickt kurz zu unserem Tisch. Odermatt deutet mit dem Kopf, dass sie sich nicht zu uns setzen darf. «Sie ist eine Kundin von mir und wird sicher heute Nachmittag hier sein. Manchmal will sie reden, oft auch nicht.» Das Restaurant wird vom Verein finanziert. Das Gastroteam besteht aus neun Leuten. Im Service und der Küche können Kunden von Wohnenbern mitarbeiten.

Selbsttragend sei das Lokal nach einem Jahr noch nicht. Alleine das Hiersein gebe den Leuten eine Struktur. Während Mütter mit Kindern in der Spielecke kauern, sitzen andere am Tisch, tragen Kopfhörer und tun so, als würden sie telefonieren. Dabei führen sie Selbstgespräche.

Das «44» werten Karin Hofmann und Robert Mäder als vollen Erfolg. «Das Gastroteam muss affin zu sozial benachteiligten Leuten sein», sagt Mäder. Nachmittags sitzen Leute im Lokal, die nichts bestellen, sondern nur dort sein wollen. Das müsse man aushalten können. Oder wenn der Trompeter im Nebenraum übt. Ihm haben sie einen Dämpfer aufgeschwätzt. Im Nebenzimmer steht ein Klavier, einige seien begnadete Klavierspieler. Heute will niemand spielen, es ist ruhig. Und wohl für alle auch ganz in Ordnung.

ANZEIGE

«Es ist eine Anmassung, wenn staatliche Stellen meinem Arzt die Behandlung vorschreiben.»

«Staatliche Vorschriften und Verordnungen verzögern und verteuern jede ärztliche Therapie.»

